



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dieterich, Karl: Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen
Großstädten : München. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aber das Beste hat der Dichter damit geleistet, daß er aus dem Bischof einen deutschen Kaiser gemacht hat; so ist es zugleich das letzte große poetische Dokument des sehnächtigen Patriotismus vor der Erneuerung des Reichs durch die milde, erst nach schweren Proben zur höchsten Würde berufene Heldengestalt Wilhelms des Ersten geworden. Daß das Gedicht so wenig bekannt ist, daran ist wohl seine majestätische Einfachheit schuld, in der es auf jedes andre Wirkungsmittel als den Geist seines Schöpfers verzichtet.

So können wir sagen, daß jeder große Balladendichter ihr auch eine neue eigentümliche Färbung gegeben hat, und man könnte auch kurz die Wirkung ihrer Art so charakterisieren: Bürger gibt bewegte Bilder, er wendet sich an die Phantasie, Goethe ergreift den Menschen vor allem mit allen Sinnen und mit der Empfindung, Schiller richtet sich kühler an die siegende Vernunft, Uhland will auf das Gemüt wirken, Annette auf ein feines speziell modernes Gefühl, darin dem Impressionismus verwandt, Hebbel aber richtet sich auch in der Ballade an den Willen. Hebbel als Erzieher — das könnte vielleicht der Titel eines der schönsten Bücher sein, das noch zu schreiben wäre.



Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen Großstädten

Von Karl Dieterich

München

2



ine hohe soziale Bedeutung haben für München noch die Klöster; sie nehmen sich besonders der Speisung der Armen an und unterhalten auch eigne Armenschulen für Waisen, in denen diese für einen Beruf vorgebildet werden. Und wenn man sich erinnert, daß München eigentlich bedeutet „zu den Mönchen“, so wird der kulturhistorische Beobachter nicht verächtlich lächeln, wenn er neben sich in der Trambahn plötzlich einen Mönch in der Kutte sitzen sieht, sondern wird auch darin eine ehrwürdige historische Reminiscenz sehen, so anachronistisch sie auch wirkt.

Manches erinnert in München an den italienischen Süden: die Übertragung kirchlicher Gebräuche auf weltliche Organisationen bei feierlichen Veranlassungen, wie beim Fronleichnamsfest, wo sich die Universität in corpore an der großen Prozession beteiligt, die sich durch die Ludwigsstraße nach der Theatinerkirche bewegt, oder am Allerseelentage, wo an den prächtig, ja oft prächtig geschmückten Gräbern Lampen brennen und Betfrauen den ganzen Tag Gebete herleiern. Südtlich ist auch der Gebrauch, die Gestorbenen nicht vom Trauerhause, sondern

entweder von der Friedhofskapelle oder — bei bedeutenden Größen — von einer Kirche aus zu bestatten. Auch das ist charakteristisch, daß die nach der Parentationshalle gebrachten Leichen nicht, wie bei uns, im geschlossenen Sarge eingesperrt, sondern im offenen zwischen Blumen und Kerzen aufgebahrt werden.

Aber nicht nur auf das kirchliche Gebiet erstrecken sich diese Einflüsse des Landes *ultra montes*, sondern auch auf die materielle und geschäftliche Seite des Kulturlebens. Der Münchner spricht nicht von Bindfaden, sondern von Spakat, nicht von Gemüsesuppe, Blumenkohl und Al in Gelée, sondern von Minestra, Karfiol und Angilotti. Auch im Kartenspiel ist der italienische Einfluß wirksam: man spielt in München nicht Whist oder Skat, sondern Tarock. Endlich kennt der Münchner keine Balkons und Schornsteine, sondern nur Altane und Ramine.

Auch in der Aussprache und Betonung mancher Wörter hat das Italienische eingewirkt. So spricht man Chemie, China u. a. wie Remie, Rina u. a., und der echt deutsche Name Gisela wird zu einem pseudoitalienischen Gisella, während sonst der Oberbayer das germanische Stammbetonungsprinzip trotzig selbst auf Fremdwörter überträgt und zum Beispiel sagt Müsi statt Musik, Thërres, e Mënnu! statt: Therese, ein Menu!

Hier und da scheinen, besonders im Theaterleben, auch italienische Praktiken eingedrungen zu sein. So findet man in den beiden Hoftheatern vor den großen Spiegeln in der Garderobe Kämme und Bürsten zur allgemeinen Benutzung liegen, und während der Pausen werden von Lataien Erfrischungen an den Plätzen herumgereicht, sodaß man sich nicht im Foyer zu drängen braucht.

Ob die dem Münchner, noch mehr der Münchnerin, bei aller geringen Mühsigkeit in der Arbeit eigne Genußfreudigkeit und Leichtlebigkeit auf der Mischung germanischer mit romano-keltischen Elementen beruht, mögen die Rassepsychologen entscheiden. Tatsache ist, daß der Münchner den bekannten Geibelschen Spruch:

Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß!

in dieser Form nicht anerkennen, sondern ihn so umändern würde:

Beim Genießen recht Beginnen,
Bei der Arbeit rechter Schluß!

Man hat den Eindruck, daß die Arbeit ihm weniger ein Bedürfnis zum Leben als ein Mittel zum Genießen ist. Ich kannte einen schon ältern und etwas lahmen Galeriediener, der viel schneller lief, wenn er seinen blauen Rock ausgezogen hatte und ins Café zum Tarockspiel eilte, als wenn er Auskunft erteilen sollte. Und ich sah ehrfame Bürger, die durch einen nächtlichen Brand aus den Federn geschreckt, doch nicht so bald wieder den Weg dahin finden konnten, sondern sich in allen Wirtshäusern des Viertels, die schnell geöffnet worden waren, häuslich niederließen und das Löfchen des Brandes noch einmal an sich

durchkosteten. Und ich sah es zwar nicht, hörte es aber mehr als einmal, daß, wenn der Karneval und das Geld zu Ende geht, selbst treue Ehegatten ihre Betten verließen, was einen solchen Umfang annahm, daß die Leihhäuser derartige Unterpfänder des Frohsinns schließlich nicht mehr annahmen. Seitdem kann es auch nicht mehr vorkommen, was früher öfter vorgekommen sein soll, daß der Ehemann heimlich das Oberbett verlegte, seine Frau schnöde verließ und sich auf die Redoute begab, die Frau aber, ihres Mannes Beginnen argwöhnend, das Unterbett verlegte und ebenfalls zur Redoute eilte, dort ihren Mann unter den Masken erkannte und nach dem Tanze auf seine Frage, wer sie sei, nur erwiderte: „Ja, schau nur, das Oberbett tanzt mit dem Unterbett!“

So sind die lieben Münchner leichtsinnig und dabei treuherzig, genußfreudig, aber ohne Raffinement, froh und dankbar den Augenblick ergreifend und ihn zum Verweilen einladend, nie sich in sich selbst verschließend, sondern stets in die Stimmung ausgehend und auch den Stillern unbedenklich und unbarmherzig mit hineinreißend, sei es nun, daß man, bei der „Bodmüßi“ an den langen Tischen des Löwenbräukellers sitzend, plötzlich mit einem „Erlaubens, Herr Nachbar!“ sich unsanft untergefaßt und unter den Klängen des Schunkelwalzers hin und her gerissen fühlt, oder ob einen die lustigen „Madle“ am letzten Faschingssonntag im Café verleiten, mit ihnen auf dem Billard umherzutanzten, oder ob nur die bedienende Hofbräuhauskellnerin — ein wahres Brauerpferd in Weißgestalt — einem ihre Lebensgeschichte erzählt, dabei herzhast einen Zug aus dem Maßkrug tut, den sie eben gebracht hat, und sich unter einem biedern „Gelts Gott!“ den Mund wischt. Überall sprudelt die ungebrochene, unverdorbene Welt- und Lebensfreude, die Lust am Fabulieren hervor, die sich den grauen Alltag auf ihre Weise zu vergolden sucht in dem Sonnenschein eines heitern Gemütsbimmels. „Nun, habens sich gut unterhalten?“ fragt der Münchner da, wo wir etwas blasierter fragen würden: „Haben Sie sich gut amüsiert?“

Man kann an München nicht zurückdenken, ohne den poesievollen Zauber zu empfinden, den das Ewig-Weibliche in blühenden Ranken um das Jünglingsherz gezogen hat. Man braucht nicht gleich an das häßliche Wort „Verhältnis“ zu denken, wenn man von einer anderwärts verachteten, aber in Süddeutschland und besonders in München gar nicht wegzudenkenden Menschenklasse spricht, von den Kellnerinnen. Sie verdienen es, wenn man ihrer gedenkt, die kleinen flinken Gestalten im schwarzen Rock mit weißer Schürze davor, die mit den gefüllten Tellern oder der vernickelten Kaffee- und Rahmkanne wie kleine, junge Hausmütter dahinschweben und doch immer Zeit haben, ihren Gästen nicht nur das Beste auf der Speisefarte zu empfehlen, sondern meist auch für sie ein freundliches Wort haben, das dem einsamen Junggesellen wohl tut, ohne daß es irgendwelche Intimität bedeutete. Kommt man müde von der Arbeit oder verdrießlich in sein Lokal, und kommt dann die Kesi oder

die Benzi herangeschwenzelt und erzählt einem etwas Drolliges von ihrem letzten „Ausgang“ oder bringt einem einen Brief oder ein Billett von einem Bekannten, erkundigt sich wohl auch nebenbei, warum man so „garstig“ aussehe, und eröffnet einem dann, daß es heute Späzel- oder Leberknödelsuppe oder ein andres Lieblingsgericht gebe, so muß das auf jeden, der nicht ganz Menschen- und Weiberfeind geworden ist, erfrischend und befreiend wirken. Und sah man dann an ihrer Seite das wichtige Attribut der Geldtasche baumeln, und ging der Monat zu Ende, so wußte man es besonders zu schätzen, wenn man in ihrer Gunst war und auf ein Zupfen an dem Riemen der Tasche nur ein verständnisvolles „Is scho recht“ vernahm. Sie sind ja auch so dankbar, die guten Geschöpfe, wenn man zu ihnen freundlich ist und ihnen wohl mal ein paar „Blümerl“ schenkt oder sie gar zum Spaziergang einladet. Aber sie merken es wohl, wenn man sie nur dann kajoüliert, wenn man ihrer bedarf, wie es jener norddeutsche Student machte, der in den ersten Tagen des Monats immer nur prozig „Zahlen!“ rief, um die Mitte des Monats schon höflicher: „Benzi, zahlen!“ und am Ende ganz kleinlaut nur „Benzi!“

Ja, und nicht nur bis zum Pumpen geht ihre Gutmütigkeit, sondern oft noch viel weiter, viel tiefer, wenn das Herz ins Spiel kommt. Dann soll es wirklich vorkommen, daß sie zu sorgenden Müttern und Schwestern werden, die mit doppelt rührender Liebe alle ihre Ersparnisse dem Erwählten ihres Herzens zuwenden, wenn er ein armer Student oder „Kunstmaler“ ist, und ihm treu zur Seite stehn, bis er soweit ist, daß er sie heimführt — oder sitzen läßt. „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn —!“

Doch da sind wir aus dem München der Bierphilister- und Kaffeekeßnerinnensphäre schon merklich hinübergeglitten in das neue der Unversitäts- und Akademiesphäre.

München als Kunststadt! Auf dieses Kapitel hat gewiß schon mancher Leser mit Ungeduld gewartet, weil es durch das, was Ruederer darüber sagt, besonders brennend geworden ist. Konnte ich nun auch die Tonart, in der er über seine Vaterstadt spricht, nicht billigen, so bin ich doch in einem Punkte nicht nur einig mit ihm, sondern bin ihm sogar darin längst zuborgekommen, wenn ich meine Meinung auch nur privatim geäußert hatte, nämlich darin, daß München keine Kunststadt ist wie Rom oder Paris. Ich erinnere mich noch deutlich der Enttäuschung, die ich erlebte, als ich vor dreizehn Jahren zuerst nach München kam. Ich kannte damals nur Berlin und glaubte nun in ein deutsches Florenz zu kommen. Kunststadt! Was sollte ich mir auch anders darunter vorstellen, also eine Stadt, in der die Kunst in der äußern Erscheinung und innern Anschauung ihrer Bürger gleichsam verkörpert vor einem steht, denen sie so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie gar nicht anders können als sich künstlerisch geben und künstlerisch empfinden. Und nun fiel ich einem Hofbräuhäusler in die Hände, der mit mir so über Kunst sprach,

daß ich das Gefühl hatte, als sei ein Elefant in ein Atelier eingebrochen. Das war die erste Enttäuschung. Und die zweite war die, daß mir die Stadt bei dem ersten Rundgang einen recht nüchternen Eindruck machte und nichts weniger als Kunst zu verkörpern schien. Am schwersten lagen mir die Ludwigstraße und die Pinakotheken im Magen, ich meine mit ihrer äußern Form, ihrer Stillosigkeit. Wenn ich von zwei Plätzen absah, dem Königsplatz und dem Marienplatz, die mir wirklich ein künstlerisch organisches Bild darstellten, so machte mir alles andre einen ganz zufällig zusammengewürfelten Eindruck, ein Spiegelbild der organischen Entstehung der das Stadtbild ausmachenden Monumentalbauten; die Ludwigstraße mit ihren florentinisch-romanischen Frontseiten und dem römischen Abschluß des Siegestores macht einen etwas frostigen, mehr italienischen als deutschen Eindruck, der noch durch das völlige Fehlen von Baumschmuck verstärkt wird. In dieser Hinsicht wirkt die Maximilianstraße, besonders in ihrem letzten platzartigen Teile mit dem zwar allzu kulissenartigen, aber doch imposanten Monumentalbau des Maximilianeums und dem dazwischen majestätisch dahinrauschenden Strome wohlthuender und erfrischender, auch wenn man nicht wüßte, daß sich an diese Straße das Hofbräuhaus anschließt. Jedenfalls sind das die beiden Straßen, die das offizielle München verkörpern, wie die Neuhauser-, Kaufinger- und Sendlingerstraße das alte bürgerliche München. Der Glanzpunkt jenes ist der Königsplatz, der des bürgerlichen der Marienplatz. München zeigt eben wie jede Königs- und Residenzstadt in ihrer Entwicklung einen dualistischen Charakter, die beiden sozialen Hemisphären ergänzen sich wohl, aber sie durchdringen sich nicht, weil sie zu verschiedenen Ursprungs sind. Was München seiner kleinbürgerlichen Schicht verdankt, ist seine herzliche, demokratische Gemütlichkeit, seine derbe Lebenslust, aber auch seine etwas philiströse Beschränktheit. Was es seiner höfisch-offiziellen Schicht verdankt, ist seine Kunstpflege, sein geistiges Leben, sein aristokratisches Kosmopolitentum. Das gibt denn freilich zwei Welten, die sich manchmal feindlich oder doch fremd gegenüberstehn müssen wie Gemüt und Geist. Ruederer gehört dem geistigen München an, darum kann er dem gemütlichen München nicht gerecht werden und macht es zur Karikatur. Ältere Beurteiler, wie W. A. Riehl, lassen die Kunst in München aus dem Volkshoden hervorstechen, was auch nicht richtig ist. Wäre es richtig, so hätten die Münchner die von König Max ins Land berufenen Dichter und Gelehrten nicht so scheel angesehen und als „Nordlichter!“ verspottet — noch jetzt sind die meisten Professoren der Münchner Universität Nichtbayern! —, so hätten sie ferner nicht den kunst-erzieherischen Ideen Richard Wagners und ihres königlichen Wortführers — von den luxuriösen und nutzlosen Schloßbauten spreche ich hier nicht — solchen Widerstand entgegensetzen können.

Nein, eine Kunststadt im bürgerlichen Sinne ist München nicht, eine solche haben wir ja leider Gottes im modernen Deutschland überhaupt nicht, weil die Quellen unsrer alten bürgerlichen Kultur verschüttet sind und damit auch

die einer wahrhaft künstlerischen Kultur. Oder man nenne mir den Münchner Brauereibesitzer, der seiner Stadt ein Museum geschenkt hätte, wie es der Kopenhagener Brauer Jakobsen getan hat! Denn die Brauer, nicht die paar Künstler und Dichter, sind das im Münchner Bürgertum tonangebende und kapitalkräftige Element, wie es in Leipzig die Buchhändler sind. Aber noch können die Münchner Brauer von den Leipziger Buchhändlern viel lernen, was Gemeinfinn und Opferfreudigkeit bedeutet. Hier zeigt sich wieder die bauerliche Grundlage Münchens; denn der Bauer ist von Natur selbstfüchtig und mißtrauisch gegen soziale Neuerungen, und der oberbayrische ganz besonders gegen alle idealen Bestrebungen. Wie soll da in seinem dicken Schädel Platz sein für das Gedeihen der zarten Pflanze Kunst! Man könnte einwenden: Aber siehst du denn nicht den hohen künstlerischen Sinn in den Schnitzereien und Malereien des oberbayrischen Bauernhauses? Siehst du nicht die Arbeiten der Holzschnitzer, nicht die Freude an theatralischer Volkskunst wie in Oberammergau? Darauf erwidre ich: Gewiß kenne und liebe ich sie, aber das alles hat nichts zu tun mit der Münchner Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, dort haben wir die handwerksmäßigen Ausläufer einer alten Bürgerkunst vor uns, hier einen Ansatz zur Züchtung einer importierten klassizistischen, heroisch-historischen, impressionistisch-modernen Individualkunst. Oder haben etwa Rottmann, Heß, Klenze, Neureuther, Piloty, Lindenschmit u. a. an vorhandne volkstümlich-heimatliche Reime des Kunstlebens angeknüpft oder gar einer Heimatkunst zugestrebt? Ist nicht gerade die sogenannte Münchner Dichterschule gerade durch das charakterisiert, was man Atelirkunst nennt? Und standen nicht die wenigen echten Heimatdichter wie Stieler und Kobell außerhalb dieses Kreises? Nein, die offizielle Architektur, Malerei und Poesie Münchens hat bis tief in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinein mit dem oberbayrischen Volkstum und mit dem Münchner Bürgertum schlechterdings nichts zu tun. Es war eine rein höfisch-aristokratisch-kosmopolitische Kultur, die unter Ludwig dem Ersten und Max dem Zweiten gepflegt wurde, unvermittelt hineingepflanzt in die damalige oberbayrische Landstadt. Mag auch das Bild, das Ruederer von dem München vor hundert Jahren entwirft, etwas gar zu naturalistisch gefärbt sein, sicher ist, daß es stellenweise noch lange recht ländlich aussah. So wurde mir versichert, daß noch bis in die Mitte der sechziger Jahre um die beiden Pinakotheken herum die Schafe weideten — ein charakteristisches Sinnbild für das friedliche Nebeneinander des bauerlichen und des höfisch-künstlerischen München. Konnte man erwarten, daß sich das provinzielle Münchner Bürgertum, das selber keine alte Vergangenheit hatte wie das Nürnberger und das Augsburger und deshalb auch kein kunstfinniges und kaufkräftiges Patriziertum, nun sogleich für diese ihm völlig fremde Kulturwelt erwärmen würde? Wo sollte denn auch das Publikum dazu herkommen? Einen Fremdenverkehr gab es damals noch nicht, was von Fremden hereinkam, das kam nicht von Norden, sondern von Süden und bestand aus Getreide-

bauern, Viehhändlern und Flößern. Darum herrschte auch in dem „vormärzlichen“ München bei weitem nicht jenes angeregte geistig-gesellige Leben wie in dem vormärzlichen Berlin. Was dieses schon in den dreißiger Jahren hatte, kam nach München erst in den fünfziger Jahren durch jene von König Max berufenen Gelehrten und Dichter, von denen heute allein noch Paul Heyse übrig ist. Sie haben das Verdienst, München in engere Fühlung mit dem übrigen Deutschland gebracht zu haben, wenn auch von ihnen keiner wirklich volkstümlich geworden ist, es auch nicht werden konnte bei dem weiten Abstand des beiderseitigen Kulturmilieus und bei der ausgesprochenen Abneigung des Münchners gegen allen Personenkultus, soweit es sich besonders um offiziell anerkannte Größen handelt. Hierin ist er der echte Demokrat und steht in scharfem Gegensatz besonders zu dem Berliner, der sich an großen Berühmtheiten geradezu heraufschaut. Treffend heißt es in einer Schilderung der literarischen Geselligkeit im alten München: „Von Celebritätenkultus war dabei nicht entfernt die Rede: derselbe gedeiht überhaupt nicht auf dem Münchner Boden, und das ist, bis auf den heutigen Tag, eine der besten Eigentümlichkeiten der alten Festsstadt. Malen, Dichten und Wissenschaft treiben kann hier jeder, »wenns ihn freut«, aber auf Kultus hat er nicht zu rechnen, und gesellschaftliche Stellung verleiht viel mehr die Persönlichkeit als die Celebrität.“*) Man könnte hinzufügen: Besonders wenn es sich um einheimische Persönlichkeiten handelt. Jeder, der länger in München gewohnt hat, kennt den inzwischen verstorbenen „Papa Geis“, jenen echt Münchner Humoristen, der so populär bei Jung und Alt ist, daß, als ein Lehrer in der Schule den Satz diktierte: „Die Stimme des Papageis ist heiser“, mehrere Schüler schrieben: „Die Stimme des Papa Geis ist heiser.“ Und diese Popularität zeigte sich handgreiflich bei einer festlichen Veranstaltung, der ich zufällig bewohnte, und für die „Papa Geis“ seine Mitwirkung zugesagt hatte. Da konnte man sehen, welcher Begeisterung der Münchner fähig ist, wenn es darauf ankommt, einen von den Seinen zu feiern. Ein Jubel brach aus, als der wohlbeleibte, einem katholischen Landpfarrer ähnliche alte Herr in den Saal trat. Alles erhob sich von den Plätzen, und viele drängten sich heran, ihm die Hand entgegenstreckend und rufend: „Guten Abend, Papa Geis!“ Der aber bahnte sich schmunzelnd und händeschüttelnd einen Weg durch die Menge. Der Vorfall ist äußerst charakteristisch dafür, was der Münchner hochschätzt. Irgendeinem noch so großen Dichter wäre eine solche Ovation schwerlich dargebracht worden. Es muß jemand sein, der den Münchner da zu packen weiß, wo er in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seinem herzbezwingenden Humor. Auch die Kunst muß dem Humor dienen, wenn sie dem Münchner ans Herz wachsen soll; man denke an die früher so beliebten Münchner Bilderbogen, an die Schnadahüpfeln in der Poesie usw.

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1902, Seite 490.

Aber nicht nur, weil ihm sein heimatliches Volkstum so teuer ist, liegt dem Münchner die „hohe“ Kunst fern, sondern auch, weil er ein Utilitarier ist. Er fragt bei jeder Sache, was für einen Zweck sie hat. Und hierin glaube ich auch den Grund zu sehen, warum sich gerade das Kunstgewerbe in München so kräftig und frisch entwickelt hat: es entspricht offenbar nach Ursprung und Zweck dem oberbayerischen Wesen mehr als die „voraussetzungslose“ Kunst, und so erklärte es sich wohl, daß die „Kunst im Handwerk“ in München wirklich Wurzel gefaßt und den Geschmack auch der Menge geläutert hat. Hier hat die Verbindung von Volkstum und künstlerischer Individualität wirklich befruchtend gewirkt, und man braucht nur die Ausschmückung der Innenräume in München und Berlin zu vergleichen, um zu verstehen, was gemeint ist. Freilich mag hier auch das Vorbild Ludwigs des Zweiten mit maßgebend gewesen sein.

Steht nun aber auch der Durchschnittsmünchner der eigentlichen künstlerischen Phantasiewelt fern, so hat er doch Pietät genug, sie auf ihrer Höhe stehen zu lassen. Und das unterscheidet ihn wieder vorteilhaft von dem Durchschnittsberliner, der in einer Art satirischer Volksetymologie alle Kunstwerke rücksichtslos in die Lauge seines platten Witzes taucht. Hier und da macht sich ja auch der Münchner Volkswitz an den Denkmälern zu schaffen, aber immer nur mit gutmütiger Harmlosigkeit, wie vor einigen Jahren an dem bekannten „Brunnenbuberl“ am Karlsplatz. Aber nie wird man bemerken, daß man ein Kunstwerk zu einem Zerrbilde entstellt, um seinen Spott daran auszulassen. Mag das auch nicht auf wirklicher Verehrung der Kunst als solcher beruhen, so doch sicherlich darauf, daß der Münchner als Katholik schon durch seine Kirche eine festere Fühlung mit der Kunst hat, weil jene sie mit einer gewissen Weihe umgibt. Auch ist er viel zu wenig Rationalist, als daß er an bloßem Regieren und Nörgeln sein Genüge finden könnte. Er tritt mit einem gesunden Gefühl an die Kunst heran, mag es auch noch so hausbacken sein, und von hier aus ist es zu wahrer Kunsterziehung sicher ein weniger weiter Weg, als durch das leichte Geplätscher des leichtfertigen Spöttelns und des geistreichelnden Spielens.

In diesen Ton aber — und damit kommen wir zum Schluß — ist leider Ruederer nur zu sehr verfallen. In seinem Buch steht so gar nichts von dem, was des Münchners Stärke bildet, vom Erfassen einer Sache mit dem vollen, unverbildeten Gefühl. Ruederer mag ein Münchner sein, aber dann sicher ein sehr aus der Art geschlagener. Wer dem München gerecht werden will, muß ihm zunächst ins Herz sehen können. Mit dem brennenden Eisen der Satire aber kann man diesem feinen Organ nicht beikommen. Da zieht es sich zuckend zusammen. Das ist das eine, was Ruederer verkannt hat, das Psychologische. Und das andre ist, daß er den Münchner einseitig vom Standpunkt des modernen Literaten und Ästheten betrachtet und das starke Herzensmoment in ihm völlig übersieht. Er gibt uns nur die eine Hälfte, und die andre

sieht er auch aus dem Gesichtswinkel jener. Wer aber ein plastisches Kunstwerk ganz und rein genießen will, muß um dasselbe rund herumgehn. Dieses elementare ästhetische Gesetz hat Kueederer der Kunststadt München gegenüber nicht befolgt, an seinem Buche hat weder die Phantasie (die Phantastik ist keine solche) noch das Herz mitgearbeitet, sondern nur der kapriziöse Literatenverstand. Es weht in den Seiten seines Buches etwas wie Berliner Luft und so gar nichts von der Luft, die uns aus den instinktiv erfaßten Versen eines echten Münchners entgegenweht, wenn er von seiner Heimatstadt sagt:

Es ist was in ihr, das ganz eigen ist,
Wer sie verläßt, der muß an Heimweh sterben!



Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)



err Kälte wohnt am Schwanenweg in einer kleinen häßlichen Mansarde. Die Häuser sind hier alle häßlich und alt; die Treppen wacklig, die Luft schlecht. Aber ich finde mich nach oben, wo eine Visitenkarte mir die richtige Tür zeigt, und eine barsche Stimme auf mein leises Klopfen „Herein“ schreit.

Durch Tabakswolken sehe ich ein Männchen im Schlafrock, das bei meinem Anblick entsetzt vom Sofa in die Höhe springt.

Was wünschen Sie?

Ich heiße Frau Weinberg und möchte Sie wegen meines Sohnes Harald sprechen. Ist er wirklich so unbegabt?

Schlotternd steht das Männchen vor mir, und ich sehe zu meinem Entsetzen, daß er unter dem Schlafrock sehr, sehr leicht bekleidet ist. Nun wende ich mich zur Flucht. Wie ich glücklich wieder vor der Tür bin, rufe ich durchs Schlüsselloch: Können Sie mich nicht einmal besuchen?

Unten angelangt, sehe ich nach der Uhr. Es ist zwölf Uhr mittags. Braucht man dann halb angezogen auf dem Sofa zu liegen und Herein zu rufen? Weil ich aber doch einmal im Schwanenweg war, bin ich ihn ganz entlang gegangen. Es ist eine etwas holprige Straße, die sich am Berg entlang zieht. Ob hier jemals Schwäne gehaust haben, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Es gingen aber ganz viele Menschen auf der Straße, und dann sah ich ein Haus vor mir, das ein Schild „Privatklinik“ trug und darunter den Namen F. Roland, Dr. med.

Unwillkürlich blieb ich stehn und sah in die verhängten Fenster. Wird er hier sein Glück finden? Da faßte mich eine kleine Hand am Kleid.

Wißt du jetzt zu Papa? Er hat eine Operation und ist nicht zu sprechen.

Ein kleines, häßliches, schlechtgekleidetes Mädchen stand vor mir. Sie hatte strubblige Haare, und Wasser und Seife schienen bei ihr zu fehlen.

Wer bist du? erkundigte ich mich, obgleich ich mir die Antwort denken konnte.

Ich bin Minchen Roland, und ich wartete auf Linchen und Stinchen. Wir haben zwei Groschen geschenkt bekommen und wollen uns was dafür kaufen!